

Transatlantik vom 01.07.1990

Ein tödliches Fleckchen Unschuld

Nachforschungen über die Braunichswalder Krankheit

Von Birgit Saß (Pseudonym Christoph Scheuring)

Das Dorf war eine Idylle. Ein Stückchen Unversehrtheit, soweit dies in der DDR zu Zeiten der SED eben möglich war: ohne Denkmäler, ohne Hochhäuser in Plattenbauweise, und sogar der Gemeindesaal war nur eine alte Scheune, die einen Bretterboden hatte und keine Heizung. Zu bedeutungslos war der Ort und zu weit weg von den Zentren der Macht, als daß er hätte teilhaben können an den Segnungen des Sozialismus.

Einen Bäcker gab es hier, dem die Bleche fehlten, und einen Konsum, der seit drei Jahren Baustelle war, und eine Dorfstraße, die so tiefe Schlaglöcher hatte, daß die Kinder darin Versteck spielten, wenn gerade kein Auto kam. Nur eine Telefonzelle hatte das Dorf abbekommen. Und eine Kneipe, die unten an der Bushaltestelle lag, gegenüber vom Friedhof. In ihr trafen sich die Männer des Dorfes, abends, wenn sie von der Schicht nach Hause kamen. Saßen dann in ihren Blaumännern um den großen runden Holztisch, tranken Bier und entschieden über die Politik ihres Dorfes.

Es waren bodenständige Männer, die mit zwanzig Jahren geheiratet und mit fünfundzwanzig ihr Haus gebaut hatten und so lebten, wie sie es auf den Straßen der DDR mit ihren Autos gelernt hatten: langsam, aber wendig, immer im Slalom um die Löcher, und wenn gar nichts mehr ging, machte man halt einen Umweg über die Wiese des Nachbarn.

Und wenn die Partei trotzdem irgendeinen Unsinn beschloß, nickten sie halt und wandten sich dann den Dingen zu, die wirklich wichtig waren in ihrem Dorf: Kaninchen schlachten oder Trabant reparieren oder Material besorgen für den tropfenden Wasserhahn.

Auch die Wende hat keine sichtbaren Spuren in das Dorfleben gegraben. Die Dörfler sympathisieren mit der CDU, weil der Wirt für sie Werbung gemacht hat, aber dem Genossen von früher reparieren sie trotzdem noch den Zaun. Und selbst dem Sattler haben sie verziehen, obwohl der zweimal Pleite gemacht hat mit seiner Firma und trotzdem das größte Auto im Dorf fährt. »Ganz klar«, sagen die Leute, »der muß für die Stasi gearbeitet haben.«

Braunichswalde war ein Fleckchen Unschuld. Ein Stückchen Heimat für die 720 Einwohner, unvollkommen zwar, aber liebenswert genug, es nicht zu verlassen. Nur einer von den Männern in der Kneipe hatte es einmal versucht. Aber auch der war nur bis Gera gekommen, 20 Kilometer weiter westlich, wo er sich so lange Mut antrank für die große Reise, bis er völlig besoffen vom Hocker kippte und wieder nach Braunichswalde gekarrt wurde. Er lebt noch heute hier.

Nur wenn Wind aufkommt in dieser Gegend, verändert sich das Dorf. Dann klauben die Frauen ihre Wäsche von der Leine, und die Männer schließen die Fenster und knipsen in ihren Häusern die Lichter an. Riesige Staubfelder wirbeln nun zum Himmel, verdunkeln die Sonne

und legen sich über die Landschaft, daß der Blick, oben auf den Hügeln, keine 50 Meter mehr reicht. Auch die Fabrik neben der Anhöhe ist jetzt nicht mehr zu sehen. Meist treibt der Wind die Wolken vor sich her, runter ins Tal, wo der Staub dann durch die schlecht schließenden sozialistischen Einheitsfenster kriecht, sich auf die Schränke legt, in Speisekammern und Kochtöpfe eindringt und selbst die frischgebügelte Wäsche in den Kommoden färbt. Die Frauen kommen mit dem Staubwischen nicht mehr nach, und beim Essen knirscht es ganz fein zwischen den Zähnen.

Zweimal in den letzten Jahren war auch der Gestank von faulen Eiern herübergeweht. Beißend und ätzend, daß die Kinder auf der Straße nach Luft schnappten und das Gemüse in den Gärten braun wurde und die Blätter an den Tulpen welkten. Nur den Blüten konnte der Gestank nichts anhaben. Tage später kamen dann feingekleidete Männer in das Dorf, mit Krawatten am Hals und einer großen Liste unterm Arm, und erklärten, daß man das Gemüse nicht mehr essen dürfe, »obwohl es völlig ungefährlich sei«, und bezahlten Entschädigung für die Tulpen, die keine Blätter mehr hatten. Acht Mark für einen Quadratmeter Tulpenbeet.

Die Menschen in Braunichswalde nahmen es hin. Den Staub und den Gestank und die Entschädigung. Akzeptierten es wie Kälte im Winter oder Hitze im Sommer oder Unsinn von der Partei: lästig zwar, aber nicht zu ändern.

Natürlich ahnten sie damals schon von der Lüge. Aber was war schon Wahrheit in einer Zeit, in der Zweifel oder Protest nicht vorgesehen waren im Register ihrer Gewohnheiten? Nur ein anderes Wort für Doktrin. Eine Phrase, die das meinte, was auf den Parteitagen beschlossen wurde. Am besten, man hörte gar nicht erst hin. Also spritzten sie ihr Gemüse mit Wasser ab und machten sich keine Gedanken.

Und der eine, der in der Kneipe doch laut darüber nachdachte, bekam danach Besuch von zwei Herren, die einen Wolga fuhren, auch Krawatten trugen und ihm klarmachten, daß es gesünder sei, nicht soviel nachzudenken. Matthias Grünewald hieß er, war 36 Jahre alt, Vater zweier Kinder und der Totengräber von Braunichswalde.

Er war der erste, der merkte, daß etwas nicht stimmte mit dem Dorf. Immer häufiger mußte er Gruben schaufeln für Menschen, die zu früh gestorben waren. Und immer häufiger waren es die Frauen des Dorfes, die es traf. Die mit fünfzig Jahren plötzlich Schluckbeschwerden bekamen oder Schmerzen im Unterleib, und für die es schon zu spät war, als der Befund aus dem Krankenhaus endlich kam. Die meisten waren ein halbes Jahr später tot, gestorben an einem schnellwuchernden Magenkrebs, oder zerfressen von einem Karzinom im Unterleib.

Heute ist jeder zweite, den Grünewald beerdigt, ein Opfer dieser Krankheit. »Schau doch auf den Friedhof«, sagt er, »kaum einer wird noch älter als 59 hier.«

Auch der Pfarrer hat das erkannt. »Die Braunichswalder Krankheit« nennt er deshalb den Krebs, immer wenn er wieder eine Grabrede halten muß. Und die Trauergäste nicken: »Wirklich wahr«, flüstern sie, »der Krebs geht hier an keiner Haustür vorüber.« Als hätten sie es nicht schon lange gewußt. Manche murmeln auch: »Mein Gott, warum haben wir uns bloß nicht früher gewehrt?«

Grünewald hockt zu dieser Zeit meistens im Hinterzimmer der Leichenhalle, weil er die Worte des Pfarrers schon auswendig kennt. Und die Lieder des Kirchenchors und die Fehler der Frau am Harmonium auch. Sitzt dort auf dem alten roten Sessel, neben dem Bollerofen,

trinkt den Wodka, den die Leichenfrau normalerweise zum Desinfizieren benutzt, und wartet, bis er das Grab zuschaukeln darf.

Dieses Zimmerchen ist sein Reich. Dort hat er seinen schwarzen Ersatzsarg stehen, »falls wir mal schnell einen brauchen«, dort hat er das Heu für seine Karnickel gelagert, und dorthin hatte er sich immer zurückgezogen, um nachzudenken, als der Krebs auch in seinem Haus zu wüten begann.

Sein Vater war tot, länger schon, die Mutter gestorben vor zwei Jahren mit 58, völlig zerfressen von einem Karzinom, und auch der Schwiegervater hatte plötzlich nicht mehr richtig schlucken können. Er war ein kleiner, stämmiger Mann, der Kraft hatte wie ein Bulle und ohne Arbeit nicht glücklich war. Und der, wenn ihm etwas weh tat, immer sagte: »Du mußt dir nur einbilden, das Teil gehört nicht zu dir. Dann läßt sich jeder Schmerz aushalten.« Niemals hatte Grünewald gedacht, daß sein Schwiegervater überhaupt krank werden könnte.

Aber im Krankenhaus schnitten sie ihm dann den Kehlkopf heraus. Und ein Stück von der Speiseröhre. Jeden Morgen drehte er nun einen »Plaste-Schlauch« in das Loch am Hals, um Eiter und Blut abzu husten. Und den Tag über versuchte er zu vergessen, was mit seinem Körper passierte. Kümmerte sich um die Kaninchen oder spielte mit seinem Enkelsohn draußen im Garten.

Trotzdem mußte er geahnt haben, daß es mit ihm zu Ende ging. Jedenfalls wollte er den Tannenbaum an seiner letzten Weihnachtsfeier nicht mehr hergeben. Der stand noch da, als er alle seine Nadeln verloren hatte und nichts mehr war als ein dürres, vertrocknetes Gerippe, an dem ein paar bunte Kugeln hingen. Er saß zu dieser Zeit oft auf dem Sofa und starrte den Baum an. Als wäre da eine innere Beziehung zu dem Gestrüpp. Eine Art Verwandtschaft im Leiden. Einen Monat nach Weihnachten, am 24. Januar 1990, war er tot. Mit einem Lächeln auf den Lippen, wie die Leichenfrau erzählte. Grünewald hat die Leiche nicht mehr gesehen.

Er wollte es auch nicht, weil er als Totengräber wußte, was mit den Krebstoten von Braunichswalde passiert. Sie alle kommen nach Stollberg in die Pathologie, wo die Ärzte den Kopf aufsägen und den Brustkorb auch und zum Zwecke der Untersuchung alles herauspulen, was in einem Körper krank werden kann.

Vom Ergebnis dieser Untersuchungen erfährt niemand etwas. Die Angehörigen nicht, der Pfarrer nicht, und auch das Bürgerkomitee, das danach fragte, wurde nach Hause geschickt. Der Tod ist Geheimsache in Braunichswalde.

Nicht einmal die Gemeindegeschwister Gisela Schindler konnte eine Auskunft bekommen. Deshalb hat sie ihre private Statistik angelegt. Hat alle aufgeschrieben, die in den letzten fünf Jahren in ihrem Dorf gestorben sind. Und dann hat sie hinter jedes Krebs-Opfer einen Haken gemalt. 23 Namen und elf Haken in fünf Jahren. In Braunichswalde stirbt jeder zweite an Krebs.

»Ganz ganz schlimm ist das hier«, sagt sie. »Und es wird immer schlimmer. Eigentlich müßte ich meine Patienten gar nicht mehr untersuchen. Jeder neue Befund ist sowieso bösartig.«

In den anderen Dörfern dieser Gegend ist die Situation sehr ähnlich. Für 23 Menschen mußte Dr. Sahib, der Arzt aus dem Nachbarort, im letzten Jahr den Totenschein ausstellen. Bei elf von ihnen war Krebs die Todesursache. Wieder waren es die Frauen, die es traf, und wieder waren sie eigentlich zu jung dafür. »Kaum eine auf meinem Friedhof ist älter als 59

geworden«, sagt Grünewald, der Totengräber, dazu. »Wenn man nur beweisen könnte, woher das kommt.«

Er kann es nicht. Aber der Satz »Asche zu Asche und Staub zu Staub«, den der Pfarrer bei jeder Beerdigung spricht, hat für ihn mittlerweile einen böartigen Klang. »Staub zu Staub«, das hört sich an wie eine Diagnose. Wie ein Fingerzeig Gottes, der auf die Anhöhe weist, wo die Fabrik mit ihren riesigen Absetzbecken liegt, aus denen der Staub runter nach Braunichswalde weht.

Natürlich ist auch diese Fabrik Geheimsache. So geheim, daß sie mit riesigen Zäunen, automatischen

Kameras und geharkten Sicherheitsstreifen abgeschottet ist. Keine Information drang früher nach draußen und wohl auch keine Sorge aus der Bevölkerung zu den Verantwortlichen hinein. Viel wissen die Leute von Braunichswalde deshalb nicht über die Fabrik: Daß sie der SDAG Wismut gehört, die dort Uranerz anreichert für die Atombomben in der UdSSR. Daß dort Schwefelsäure produziert wird, die man für eben dieses Anreichern braucht. Und daß es früher keine Macht in der DDR gab, die dieser Firma etwas verbieten konnte. »Früher«, sagen die Leute, »reeierte die Wismut wie ein Fürst.«

Manchmal gnädig, manchmal wohlwollend, immer allmächtig und meistens unerbittlich, wenn sich einer den Zorn der Wismut zuzog.

Sie annektierte Land nach ihrem Belieben, trug ganze Hügel ab und schüttete woanders welche auf, schob Häuser mit der Planierdrape weg, leitete Bäche um, vergiftete andere und brauchte niemals jemanden um Erlaubnis zu fragen. Nur dem Ministerium unterstellt, ein eigener SED-Bezirk, mit eigener Stasi, eigener Polizei und eigenem Kennzeichen für ihre Autos. »Die Wismut war ein Staat im Staat«, sagt Grünewald.

Und früher schien es, als wäre sie sogar der bessere Staat. Sie sorgte für das, was der Sozialismus seinen Bürgern schuldig blieb: Stellte den Bagger für die Klärgrube und die Drape für den Straßenbau, und Sand und Schotter lieferte sie auch. Brachte die Kinder mit ihren Bussen zur Schule oder karrte die angeheiterte Landbevölkerung zum Karneval und holte die Besoffenen wieder ab. Von der Wismut bekam man die Pfähle für den Gartenzaun und den Maschendraht, und findige Leute besorgten sich dort sogar noch das Werkzeug für die Montage. Ohne Wismut ging in Braunichswalde nichts und mit der Wismut immerhin das, was man hier unter Wohlstand verstand.

Sogar ein eigenes Gesundheitssystem hatte sie, mit Krankenhäusern, in denen nicht sechs Kranke auf einem Zimmer dämmerten, wie sonst in der DDR, sondern nur zwei. In denen schneller operiert wurde als im staatlichen Krankenhaus, weil schneller ein Platz frei war, und besser auch, weil die Wismut die moderneren Geräte hatte und ihren Ärzten mehr zahlte als der Staat. Außerdem mußte der Kranke nicht zwischen nur zwei Gerichten entscheiden, sondern hatte 23 verschiedene zur Auswahl. Mitten in der sozialistischen Mangelgesellschaft, so schien es, hatte die Wismut von allem immer zuviel.

Dies war schon so, als sie nach dem Krieg gegründet wurde. Die Amerikaner drohten mit der Atombombe, damals, als das politische Klima frostig war, und die Russen hatten nichts als ein paar Radium-Bäder im Erzgebirge und im südlichen Thüringen, unter denen sie Uran im Gestein witterten. Mit dem Befehl 131 vom 30.5.1947 überführten sie deshalb den Bergbau in

sowjetisches Eigentum, gaben dem Unternehmen den irreführenden Namen »Sowjetische Aktien-Gesellschaft Wismut« und begannen das Uran aus dem Boden zu kratzen.

Sie taten dies wie ein angeschlagener Boxer, der alle Kraft in diese eine Runde legt: Jeder Kriegsgefangene, der aus der Sowjetunion heimkehrte, wurde in den Uranbergbau gesteckt. Die Insassen der Gefängnisse schufteten dort, die Nazi-Verbrecher sowieso, und jeder kleine Betrieb war verpflichtet, seine Arbeiter für ein halbes Jahr auszuleihen. Und wer sich freiwillig als Bergmann meldete, verdiente 1200 Mark im Monat und wurde zugestraft mit Privilegien: 40 Tage Urlaub und das Anrecht auf einen vierwöchigen Ferienplatz an der Ostsee, für 12 Mark, inklusive Anreise. Zwei Kilo Fleisch pro Woche, außerdem Tee und Milch kostenlos und freie Auswahl in den Wismut-eigenen Verkaufsstellen, die all die Sachen im Regal hatten, von denen die Menschen in der DDR bestenfalls träumten - Lederschuhe zum Beispiel oder Unterhosen aus Baumwolle, sogar den Fernseher der Marke Stassfurt mit der 41er Bildröhre gab es dort, als Fernseher in der DDR noch gar nicht in den Geschäften waren. Am begehrtesten aber war der »akzisefreie Trinkbranntwein«, den die Wismut am Monatsende ausschenkte und der unter den Bergleuten »Kumpeltod« hieß, weil er sie vergessen machte, was sie da aus der Erde holten.

Wenn sie es denn überhaupt wußten. Die Wismut erzählte ihren Arbeitern nichts von dem Uran, das sie mit bloßen Händen in die Loren schaufeln mußten. Kein Wort auch über das Radon, das unten im Berg aus dem Gestein gaste, in die Lungen der Bergleute eingeatmet, strahlte, bis sich die Zellen veränderten und zu wuchern begannen. 20 000 Bergleute sind bis heute an Lungenkrebs oder Staublunge gestorben. Nicht gerechnet die Menschen, die auch noch rauchten, weil ihr Tod in keiner Statistik auftauchte. Raucher waren selbst schuld an ihrem Lungenkrebs.

Den Toten schickte die Wismut einen Kranz, und dann stellte sie einen neuen Bergmann ein. Nur ein weiteres Menschenopfer des Plansolls, kein marxistisches Rechtfertigungsgeklingel, kein Wort von Freund und Vaterland und dem Klassenfeind im Westen. Es herrschte eine ungeschminkte Tonnen-Ideologie, in bester frühkapitalistischer Tradition, sachlich und brutal und mit einem einzigen Ziel: fördern, fördern, fördern.

»Wie beim Goldrausch war das«, sagt Manfred Hubert, der früher Hauer war bei der Wismut, später Baggerfahrer und jetzt Frührentner ist und in Braunschwalde wohnt, direkt neben dem Stasi-Sattler. »Wir waren jung und leichtgläubig«, erzählt er, »und Angst war sowieso ein Fremdwort für uns.«

Hubert hat es überlebt. So hoffen zumindest die Ärzte, nachdem sie ihm vor zwei Jahren den Magen herausholten, die Bauchspeicheldrüse, die Milz und einen Teil der Speiseröhre. Hubert hatte Krebs, wie die vielen anderen in Braunschwalde. Aber er war rechtzeitig beim Arzt gewesen. Nicht wie sein Nachbar, der mit 43 an der gleichen Krankheit gestorben war.

»Glück gehabt«, sagt Hubert in einer Art demonstrativer Lässigkeit, mit der er sich über die Momente rettet, in denen ihn Panik überschwemmt und der Gedanke an den Tod jede andere Regung erstickt. »Hatte sowieso nicht geglaubt, daß ich daran krepriere.«

Nicht das Uran ist in seinen Augen schuld, auch nicht die Wismut und schon gar nicht er selbst. Für ihn ist der Krebs keine Folge des Lebens, sondern nur eine Katastrophe, die den Menschen irgendwann irgendwie trifft und die eine Frage nach Schuld und Verantwortung nicht erlaubt. Wie ein Erdbeben vielleicht. Oder ein Blitz, der auch immer den Falschen

erschlägt. »Da müßte mir erst einer beweisen, daß die Wismut mich verseucht hat«, sagt er. »Die hat doch immer für uns gesorgt, sich um alle Angelegenheiten gekümmert.«

Es klingt wie Dankbarkeit, wenn Hubert so redet und den Blick dabei über die Reichtümer seines 62jährigen Lebens schweifen läßt: über den Fernseher, die beiden Radios, die Schrankwand, die beiden Waschmaschinen und den neuen Kühlschrank in der Küche. Es klingt nach lebenslangem Gehorsam. Nach Treue bis in den Tod.

Wenn da nicht diese staubfreie Akkuratessse wäre in seinem Alltag, wo jedes Teil seinen millimetergenauen Platz und jeder Handgriff seinen festgelegten Zeitpunkt hat. Wo die Puschen für den Besucher im Windfang stehen und ein Abstreifer für die Puschen direkt daneben. Und wo die Hefte mit den Kreuzworträtseln auf dem Küchentisch liegen und die Heftrücken exakt mit der Tischkante abschließen.

Hubert löst die Kreuzworträtsel mit einer grimmigen Besessenheit, als klammere er sich an diese Welt aus Senkrecht und Waagrecht, um nicht endgültig aus der Balance zu kippen. Als brauche er die Rätsel zum Überleben, weil in ihnen ein falsches Wort immer ein falsches Wort bleibt. Und weil er zwischen Wende und Wismut sein Weltbild längst verloren hat.

»Ich hab' 40 Jahre für die Partei gelebt und 33 Jahre für die Wismut gearbeitet«, sagt er. »Und jetzt soll das alles falsch sein. Ich glaub' nicht dran, daß die Partei uns nur verarscht hat. Und daß die Wismut uns jetzt verseucht.«

Hilbert hat seinem 21jährigen Enkel geraten, bei der Wismut zu arbeiten.

Es hätte auch kaum eine Alternative gegeben. Die Handwerker waren pleite, und die Innungen hatte der SED-Staat zerstört, so daß den Menschen hier nichts blieb, als in der Wismut einen Beruf zu erlernen. 50 Prozent der Braunichswalder arbeiten heute dort. Und die anderen sind Bauern bei der LPG, was möglicherweise auch nicht gesünder ist, weil ihre Kühe an den Ufern der Staubecken grasen und die Felder hoch gehen bis rauf zur Fabrik.

Nichts gibt es in Braunichswalde, was nicht irgendwie mit der Wismut zu tun hat. Und keinen Menschen gibt es, dem die Angst nicht im Nacken sitzt, jetzt, da ein bedrohlicher Schatten auf diesen Ort fällt: Woher kommt das Kratzen im Hals, das man seit zwei Tagen spürt? Ist es eine ganz normale Erkältung oder bereits der Vorbote des Todes? Warum schmerzt der Kopf beim Aufstehen immer? Hat man nur zuviel getrunken am Abend? Oder kriecht da schon Radon durch die Blutbahnen und strahlt? Drückt einem der Lungenkrebs den Atem ab? Oder ist es nur die Angst davor?

Es ist unmöglich, in Braunichswalde keine Gespräche zu hören über die Strahlung. Beim Bäcker, beim Fleischer, an der Bushaltestelle, am Bahnübergang, überall stochern sie in dieser trüben Suppe aus Gerüchten und Ängsten herum. Und nur selten fischen sie dabei ein paar feste Brocken heraus, die Indizien sein könnten für ein Verbrechen der Wismut. Daß den Schulen die Geigerzähler weggenommen wurden, zum Beispiel. Daß es sogar dem Strahlenschutzamt verboten war, in dieser Gegend zu messen. Daß irgendwann alle Brunnen geschlossen wurden und daß es verboten war, im Garten nach Grundwasser zu graben. Daß zur gleichen Zeit Braunichswalde an das Fernwassersystem angeschlossen wurde. Und daß die Herren Direktoren und Betriebsleiter ihre Häuser weit weg gebaut haben von dieser Fabrik. Und natürlich die vielen Toten.

Auch in der Kneipe kämpfen die Männer ihre Schlachten gegen die Wismut. Neigen dabei zu Radikallösungen, weil sie wissen, daß es in der DDR meistens schlimmer kommt, als man eh schon denkt. »Wir stürmen einfach die Anlage und hauen den Laden zu Brei«, sagt Grünewald, der ebenfalls bei der Wismut arbeitet, wenn er nicht gerade einen Toten begräbt. »Und der Jobst muß dann mit 'ner Schippe die ganzen Becken wieder zuschaukeln, die er verbrochen hat.« Und sein Kollege fügt hinzu: »Aber mit 'ner dicken Eisenkugel am Bein, damit er uns nicht stiftengeht.« Und dann bestellen sie noch ein Bier, damit die Phantasie freier und die Lösung noch radikaler wird.

Horst Jobst ist der Direktor der Aufbereitungsanlage. Ein Betonkopf alten Zuschnitts, wie die Männer behaupten, ein preußischer Herrscher, für den schon die Frage nach den Staubfeldern eine Anmaßung ist und Zweifel an seinen Angaben schlicht eine Sauerei.

»Die Leute hier sind nicht interessiert an der Wahrheit«, sagt Horst Jobst, oben in der Fabrik. »Das sind alles Querulanten.« Jobst spricht immer von »Leuten«, wenn er die Menschen aus der Umgebung meint. Sitzt dabei weit entrückt von ihrem Zugriff in seinem Büro, hinter doppelten Türen mit Polsterfüllung und doppelten Fenstern, die keine Ritzen haben, durch die der Staub dringen kann. Ist es ein Zufall, daß auch das große Wandbild von der Fabrik, das über dem Konferenztisch hängt, statt der Dörfer drum herum nur grüne Wiesen zeigt?

»Mein Betrieb ist vorbildlich in Sachen Ordnung und Disziplin«, sagt er. Als wäre die Braunschwalder Krankheit nicht Krebs, sondern Krawall. Und als wären nicht die Menschen in Gefahr, sondern seine Maschinen. »Solange die Leute keine Ahnung haben«, schimpft er, »sollen die bitte schön glauben, was ich denen erzähle.«

Er erzählt, daß der Staub gesundheitlich völlig unbedenklich ist. Daß die Absetzbecken nur ein optisches Problem sind. Daß es hier eine natürliche Strahlung gibt, die erhöht, aber ungefährlich ist. Daß beim Anfahren der Schwefelanlage manchmal Schwefelsäure entweicht, weshalb dann ein paar Blumen braun werden. Daß die »Braunschwalder Krankheit« eine Erfindung des Pfarrers ist. Und daß er einen »grünen Tisch« eingerichtet hat unter der Leitung des Sachverständigen Hemmann, damit die Leute endlich anfangen, wissenschaftlich zu denken. »Und das ist doch eine tolle Sache, nicht.«

Der Sachverständige Volker Hemmann ist Umweltschutz-Beauftragter des Kreises und wohnt in Braunschwalde, gleich neben dem Totengräber. Eigentlich müßte er von den Ängsten der Menschen hier wissen. Müßte die

Angst im eigenen Nacken spüren, weil auch seine Mutter an Magenkrebs starb, bevor sie sechzig wurde. Aber Hemmann glaubt nicht an die »Braunschwalder Krankheit«. Er glaubt an den »statistischen Zufall«. Glaubte an ihn, weil »ich keine Ahnung habe von der Problematik und mich auf die Strahlenexperten verlassen muß«. Wie alle Erfüllungsgehilfen des alten Systems in Braunschwalde ist auch Hemmann eine tragische Gestalt: abhängig von der Wismut, die hier immer noch die Macht hat, und bemüht um die Zustimmung der Bürger, weil sie es sind, die irgendwann über seine Zukunft entscheiden werden. Jeden Tag muß er den Spagat versuchen zwischen Wende und Wismut.

»Vor einem Jahr durfte ich ja nicht einmal nach der Strahlung fragen«, sagt er, »aber jetzt habe ich den Eindruck, daß die Wismut es ehrlich meint.« Oder: »Von den Staubbecken geht keine Gefahr aus, aber sie passen nicht in die politische Landschaft.«

Die Braunschwalder haben ihn wegen solcher Sätze einmal aus der Kneipe hinausgeworfen.

»Manchmal wirkt der Hemmann wie bestrahlt«, sagt Grünewald jetzt, da er durch die Schlaglöcher nach Hause stolpert. Erschöpft von der gewonnenen Schlacht in der Kneipe, leicht betrunken und seltsam heiter. Es ist dunkel auf der Straße, und auch die Lichter hinter den Fenstern sind schon erloschen. In Braunichswalde gehen die Menschen zeitig ins Bett, wie überall auf dem Lande.

Da schlafen sie nun, als wäre nichts passiert«, sagt Grünewald, lächelt und zeigt in die Dunkelheit. Es ist ein seltsamer Zustand milder Melancholie, der ihn plötzlich packt, eine Art kofftuse Erleuchtung, in der er sich jetzt ein Stück Philosophie und Moral erlaubt, wo er doch sonst eher ein Mann der knappen Sätze ist.

»Wir haben uns immer nur arrangiert«, meint er. »Wir haben immer anders geredet, als wir gedacht haben. Haben uns nur versteckt mit unsrer Meinung. Eigentlich waren wir früher auch nicht anders als der Hemmann. Möglichst schlank durchkommen, was andres hat uns nicht interessiert. Selbst wenn der Staub ungefährlich wäre, wir sind moralisch krank. Das ist der Krebschaden.«

Und dann erzählt er von dem Krankenhaus, in dem sein Schwiegervater gestorben ist und in dem Fangnetze in den Treppenhäusern hingen, weil sich zu viele in den Tod gestürzt hatten. Erzählt von den kleinen Kindern, die dort lagen und denen die Ärzte auch den Kehlkopf herausgeschnitten hatten. Kinder, die nun nicht mehr sprechen konnten und die keine Haare mehr auf dem Kopf hatten von der Chemotherapie. Und an deren Hälsen die Kreuze aufgemalt waren für die Bestrahlung. Manchmal konnte er sie wimmern hören, erzählt er, wenn die Schwester die Türe aufmachte zu ihren Zimmern und das Essen hineinstellte. »Es war furchtbar«, sagt er, und zum ersten Mal wird das Grauen spürbar, das die Braunichswalder hinter ihrer Idylle verstecken.

»Willst du mir einen Gefallen tun?« fragt er. »Dann nimm etwas Staub mit von den Becken, und laß ihn untersuchen. Weißt du, es ist nicht für mich. Da war's eh schon zu spät, wenn die Gegend verseucht ist. Ich denke an meine beiden Söhne.«

Der TÜV Norddeutschland mißt eine Radon-Belastung von 9300 Becquerel pro Kilogramm in der Probe. 9300 Bec-querel pro Kilogramm Staub, der runter ins Tal weht, wo er durch die schlecht sitzenden sozialistischen Einheitsfenster kriecht, sich auf die Schränke legt, m die Speisekammern und Kochtöpfe hinein, und beim Essen ganz fein zwischen den Zähnen knirscht. 9300 Becquerel sind 9200 mehr als in jedem normalen Sandkasten.

Daß verstrahlter Staub zu Lungenkrebs führt, hat die Wissenschaft längst bewiesen. Schneeberger Krankheit nennt sie den Krebs, seit in Schneeberg, einem Wismut-Bergwerk im Erzgebirge, Tausende daran starben. Auch den Kehlkopfkrebs von Grünewalds Schwiegervater könnte der Staub erklären. Aber noch gibt es keinen gesicherten Zusammenhang zwischen den Becquerel im Kochtopf und dem Magenkrebs in Braunichswalde. Noch gibt es nur die Angst davor.

Heidrun Grünewald, die Frau des Totengräbers, jedenfalls wollte das schöne Doppelgrab auf dem Friedhof, oben in der ersten Reihe gleich neben der Leichenhalle, schon kaufen. Von dort, meinte sie, habe man einen schönen Blick auf die Aufbereitungsanlage der Wismut. Aber ihr Mann hat es abgelehnt. »Ein Doppelgrab«, sagt er, »ist auch keine Lösung.«